

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1954)

Artikel: Heinrich Federer und der Brienzersee
Autor: Ruef, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096533>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heinrich Federer und der Brienzersee

Alfred Ruef

I. Weg und Ziel des Dichters:

Heinrich Federer wurde am 7. November 1866 in Brienz geboren und starb am 29. April 1928 in Zürich. Unter den Schweizerdichtern ist er einer der lebenswürdigsten und lebendigsten Erzähler. Wie Jeremias Gotthelf kam er erst mit seinem vierzigsten Lebensjahr zum Buch und hätte am liebsten nie eine Zeile geschrieben, sondern seine Geschichten in lebendige Kinderaugen hinein erzählt:

«Wenn es von mir abhinge, ich würde kein einziges Buch schreiben, sondern immer nur erzählen.»

(H. Federer: *Vom mündlichen Erzählen*. Berg-Quell. 1. Februar 1913.)

Und trotzdem hat dieser lebenswerte Poet seinem lebenslang schwerkranken Körper prachtvolle grosse Erzählungen und meisterhafte kleine Geschichtlein abgerungen, die aus der deutschen Dichtung wie blitzende Edelsteine herausleuchten.

Was hat den überaus scheuen Heinrich Federer dazu gebracht, einen so beglückend reichen dichterischen Strauss zu binden? Alle echte Kunst ist Bekenntnis und Gleichnis. Auch Heinrich Federers grosse Geschichten und kleine Erzählungen sind Bruchstücke einer umfassenden Konfession. Voller Demut und Bescheidenheit weist er in diesen Selbstzeugnissen auf vier Quellen seines dichterischen Schaffens hin: Die Kinder, die Berge, das würgende Asthma und die drückende Armut.

Die Kinder:

«Meine Mutter verwies mir das viele Lesen und hat mein erstes Gedicht „Barbarossa“ zum Garnknäuel benützt. Da war es dann mein Liebstes, am Schilf des Sees zu liegen und einigen Kameraden Geschichten zu erzählen,

zuerst Gehörtes, dann frech Erfundenes. Nach und nach wurde dieses Fabeln eine Leidenschaft in mir. Ich war unglücklich, wenn es regnete und ich nicht an dem See liegen konnte. Alles, was ich dichtete, glaubte ich selber so fest wie meine Zuhörer... Jetzt noch gehören diese Erzählerstunden zu meinen schönsten und liebsten Lebensgenüssen. Aus den Fabuleien unter Kindern habe ich alle meine Novellen geholt. Alles ward vorher erzählt. Zum Aufschreiben hatte ich keine Lust, keinen Mut und war ich auch viel zu faul... Am liebsten hätte ich gar nichts geschrieben, nur gelesen und erzählt.» (*Meine Erzähler.*)

Kinder sind für Heinrich Federer die unverdorbensten Gleichnisse Gottes und ihre glänzenden Augen waren für den Geschichtenerzähler der schönste und unmittelbarste Dank.

Die Berge:

«Herrlich ist es für mich, in die Tage der Jugend zurückzudenken, in jenes Ländchen, wo die Berge noch Berge waren. ... Die Berge sind meine Erzähler gewesen und bis heute geblieben. Ich bin neben vielen andern grössern und gleichen Brüdern ihr steter Lauscher. ... Nicht von mir, von den Bergen und von den Kindern kommt das Gute, das man in meinen Erzählungen findet. Sie haben mir zuerst die Fabeln erzählt. Ich war immer um sie, hörte sie, lachte, schlug mich, versöhnte mich mit ihnen. Ich brauchte sie nur nachzuerzählen. Und wenn ich künsteln wollte, donnerten die Berge, und wenn ich aus der Natürlichkeit fiel, gähnten die Kinder. Sie waren meine Lehrer, guckten mir auf die Finger, strichen durch, verbesserten und liessen nichts ein, was nicht Wahrheit ist.» (*Meine Erzähler.*)

Wenn Heinrich Federer die Kinder und die Berge als die Quellen seines dichterischen Schaffens preist, so hat das symbolische Bedeutung. In Wirklichkeit kann nie ein Kunstwerk entstehen, ohne zündenden Funken im eigenen Herzen. Der Geist weht, wo er will. Und der katholische Priester Federer mit seiner ursprünglich evangelischen Mutter führt seine vorbildlichen Gestalten immer den Weg zur Einfachheit und Demut. Was die Menschen Federers suchen, ist der Friede des Herzens, nicht Macht und Reichtum. In der köstlichen kleinen Erzählung: «Das letzte Stündlein des Papstes» lässt der Priesterdichter den grossen Papst Innocenz III. auf dem Sterbelager im erzbischöflichen Palast in Perugia dem Bettelmönch Franz von Assisi

gegenüber treten, weil dieser Poverello: «...das noch Grössere besitzt, als die grelle Glorie päpstlicher Regierung: Einfachheit der Seele.»

Im Zwiegespräch mit diesem Mönch, der sich mit der Armut vermählt hatte, sieht sich der sterbende Kirchenfürst zurückversetzt in seine jungen Tage: «...sah sich sitzen im Finstern und nachsinnen über das, was das Genie aller Zeiten nie Grösseres lehrte: einfach sein!»

In dieser Erkenntnis findet der sterbende Papst endlich den Frieden und kann sich mit einem Lächeln von dieser Welt lösen: «Denn einfach sein, ist wie das Evangelium sein, ist selig sein.»

Das Asthma:

Der Dichter Heinrich Federer hatte einen argen Pfahl im Fleische. An einem schneedüsteren Novembertag des Jahres 1869 zügelte die Familie über den Brünig nach Sachseln in ein neues Arbeitsgebiet des Vaters:

«Mit kreischendem Gefährt und dampfenden Rossen gelangten wir abends zum Brünighaus an der obersten Strassenschleife. An ein weiteres Fahren war nicht zu denken... Die Nacht, die wir in den eiskalten Zimmern dieses Hauses verbrachten, wurde für mich zum schweren Verhängnis... Von dieser Nacht an hatte ich immer Nasenkatarrh und wurde im Kehlkopf überempfindlich. Binnen kurzem kamen die ersten Asthmaanfälle und entwickelte sich jenes Übel, das mich von allem Gesunden zeitlebens mehr oder weniger absonderte, mich für ein Drittel der Jugend ins Bett warf, unzählige Male bis hart ans Ersticken würgte, mich tausend und tausend Nächte am offenen Fenster keuchend zubringen liess... In diesem Hospitz begann die unheilbare Krankheit, die mir später das Schönste, was es für mich gab, das Pastorisieren, verbot, mich mehr und mehr in den Stuhl zwang und mich langsam begrub, ehe ein Sarg gezimmert ward.»

(Am Fenster.)

Dieses würgende Leiden verschlimmerte sich zu unerträglicher Qual. Zum Asthma gesellte sich noch eine mit der Zeit chronisch gewordene Brustfellentzündung, die ihn immer und immer wieder auf Wochen ins Krankenbett warf.

Im «Mätteliseppi» hat der Dichter diese Erstickungsanfälle erschütternd beschrieben. Wie mit eisernen Zangen lässt ihn diese zermürbende Krankheit nie lange los. Heinrich Federers Leben ist wahrlich ein Leidensweg!

Und doch hat der Dichter gerade die Krankheit, die ihn so unbarmherzig quälte und würgte, gesegnet!

«Das Asthma hat mir Schranken gesetzt, wo meine eigene Willensschwäche es nicht vermocht hätte. Ich besitze alle Anlagen, deren Reife ich beim Vater sah. Ich bin träge, gelüstig nach steten Genüssen, verliere sogleich beim ersten Missglücken alle Arbeitslust, liebe mein Wohlsein über alles, überschätze das ästhetisch Schöne, bewundere das Grossartige noch in seiner Schlechtigkeit, möchte küssen, Wein trinken, singen und alles Ernste unter den Tisch wischen. Da kam grau, hager, enggeschnürt und unerbittlich das Asthma wie ein König über mich. Ich musste folgen. Freilich, bei meiner hitzigen Natur und der ungeheuren Begehrlichkeit meines Blutes oder meiner Nerven, war dies Schicksal vielleicht eine mir an jenem Winterabend vom Himmel gefallene Gottesgüte.» (*Am Fenster.*)

Der schriftstellernde Asthmatiker mit dem kranken Körper und starken Herzen segnet diese würgende Faust nicht nur als bewahrende Macht, sondern erkennt auch nach und nach die durch sie geschenkten Köstlichkeiten. Die Krankheits- und Erholungszeit gab ihm die unfreiwillige Musse, seinen unbezähmbaren Lesehunger zu stillen und seinen Gedanken und dichterischen Phantasien nachzuspinnen an der nachtkühlen Stille des Fensters:

«Nur der Asthmatiker kennt die Traulichkeit der Stube, die Süssigkeit des Sessels, den Genuss des Fensters... Die Schönheit des Alleinseins, des Schweigens, des nächtlichen Grübelns und Phantasierens, die Gottesgabe eines frischen Morgens, wer hat das so tief erlebt wie der Asthmatiker? Wem bedeutet das Buch so viel wie ihm? Wer nach langem Fasten kann so die Freuden der Natur, ihrer Alpen und Gewässer bis auf den Grund auskosten wie er? Jeder Asthmatiker ist oder wird ein Poet.» (*Am Fenster.*)

Die Armut:

Heinrich Federer bezeichnet die sieben Jahre Priesterdienst als die glücklichste Zeit seines Lebens. Am 18. März 1893 wurde er zum Priester geweiht und war vom Mai 1893 bis Dezember 1899 Pfarrhelfer in Jonschwil, St. Gallen. Über den Wechsel vom Priesteramt zum Redaktor der 1895 gegründeten «Zürcher Nachrichten», berichtet der Dichter:

«Das Asthma wuchs und hinderte mich unsäglich am Pastorisieren. Predigt, Unterricht, Krankenbesuche litten schwer darunter. Da lud man

mich von Zürich an ein kleines Blatt. Hier winkte das nötige Brot, und ich konnte im Stuhle sitzen bleiben und verschnaufen.»

Dieser Schritt in die «Welt hinaus» ist dem überempfindlichen und scheuen Poeten übel bekommen. Im Jahre 1902 wurde er in peinliche Untersuchungen verwickelt. Die Anklage wurde aus Mangel an Schuldbeweisen nach mehreren Wochen fallen gelassen. Federer verliess die Untersuchungshaft als ein gebrochener Mann. Er trug unendlich schwer an den üblen Nachreden. Sogar ehemalige Freunde übergossen ihn mit Kübeln von Hohn. Den Schmerz über diesen Verrat hat Federer mit sich ins Grab genommen. In dieser unverdienten Verfehlung und unchristlichen Verlassenheit entringt sich dem friedlos und brotlos gewordenen Menschen der gequälte Schrei: «Wo schlafen?»

«Es kann nicht sein, dass die hütenden Geister da oben nur für die Seligen sorgen. Wenn sie lange genug zugesehen haben, werden sie sich auch eines gehetzten Menschen auf Erden erbarmen, der seine Schlafstatt hienieden nun und nimmer finden kann, und ihm eines der vielen Betten anweisen, die in den unermesslichen Gasträumen des Himmels aufgerichtet sind. Wäre es auch nur das geringste und letzte, ich bins zufrieden.»

Die Jahre 1903—1909 wurden für den stellenlosen Priester und Poeten zu einer harten Prüfung. Schon in der Jugend lernte er die Bitterkeit irdischer Armut bis in alle Tiefen kennen. So klagt er in seinem selbstbiographischen Werk «Mätteliseppi»:

«Ah bah, nichts sind wir Armen, eben gar nichts. Wir haben nichts, wir vermögen nichts, wir gelten nichts.» und Alois, der Bub im «Mätteliseppi», der die Jugenderlebnisse Federers verkörpert: «fühlte seine Armseligkeit bis in die Knochen.» In seinem letzten Buch: «Am Fenster» klagt er: «Ja-wohl, es ist so. Wir sind Leute von der leeren Tasche. Wir sind zum Bücken und Dulden verdammt. Und das wissen die andern und missbrauchen uns nach Herzenslust.»

In den 6 berufslosen Jahren bis 1909 sassen die Verlassenheit und die Armut dem bald vierzigjährigen Manne auf dem Nacken:

«Bald verlor ich die Zeitung und schrieb nun Kritiken und Feuilletons und erzählte den Kindern wieder Geschichten. ...Aber die Schnitte Brot wurde immer schmaler, der Milchkaffee immer wässriger, der Braten fast so selten wie das Schaltjahr. ...Nein, so ging es nicht weiter.»

Die äussere Not und die innere Schöpfungslust drängten ihn doch endlich zum Buch:

«Und ich fing wahrhaft im Schwabenalter an, Geschichtlein aufzuschreiben. Sie machten mir wenig Mühe. Ich schrieb einfach auf, was ich oft und oft erzählt hatte, von Vater und Sohn im Examen, vom Nachtwächter Prometheus, vom gestohlenen König von Belgien, von Sisto e Sesto und dem letzten Stündlein des Papstes und viel, viel anderes. Aber als es geschrieben dalag, wagte ich doch nur das wenigste und nicht einmal unter meinem Namen zu veröffentlichen. Eine unbeschreibliche Scheu, eine schwitzende Scham packte mich vor der Publikation...

Da erzählte mir eines Tages die Frau, bei der ich in einem winterlichen Bergdorf hauste, das „Daheim“ (eine literarische Familien-Zeitschrift) schreibe für die beste Novelle einen Preis von fünftausend Mark aus. Aber es sei allerhöchste Zeit. Da hob ich aus der Schublade „Vater und Sohn im Examen“, und siehe, ich zog die Prämie.» (*Lieber leben als schreiben!*)

Der Verfasser konnte nicht nur den namhaften Barbetrag gut gebrauchen, sondern viel wertvoller wurde für ihn die Stärkung seines dichterischen Selbstbewusstseins. Ohne nur mit der Möglichkeit zu rechnen, war seine Novelle unter 2000 Manuskripten auserwählt worden. Damit hatten die Hungerjahre doch noch ein glückhaftes Ende gefunden. «Wer die Ehre Gottes und das Wohl der Menschen mit seinem dichterischen Mittel am besten bedient hat, ohne Eitelkeit und dumme Eigenliebe, der wird wohl einst nicht bloss vor Gott, sondern auch vor der Welt am besten bestehen», schrieb er am 3. Oktober 1913 seinem Landsmann Fridolin Hofer, einem feinen Lyriker. Wie Jeremias Gotthelf ist auch Heinrich Federer als Schriftsteller Priester geblieben, um dem leidenden und irrenden Menschenherzen zu dienen und zu helfen:

«Gott und Ewigkeit, nur das! Alles andere ist Schaum!» (*Mätteliseppi.*)

II. «Der Brienzersee ist mein Liebling.»

In einem Brief an seinen Freund Hans Oser, der im Jahre 1915 seine Ferien auf der Axalp verbrachte, schrieb Heinrich Federer:

«Wäre keine andere Absicht, als Ferien zu haben, so käme ich sofort zu Ihnen. Der Brienzersee ist mein Liebling. Ich bin in Brienz geboren, aber schon mit 3 Jahren über den Brünig gezügelt worden. Doch jedes Jahr kam ich in die Ferien nach Brienz als Bub. Im Gasthaus zum Bären war ich, und die Weglein alle den Abhang hinauf sind mir bekannter gewesen als

meine Hosennähte. Immer wunderbar kam mir der Platz der alten Kirche am Dorfende vor. Und dann diese Behäbigkeit und Muskelkraft im Volk! ...»

Was hat den Dichter so eng mit dem Brienzersee und dem Dorfe Brienz verbunden?

Schnitzlerschule:

Ohne das Schnitzlergewerbe und die 1862 gegründete Schnitzlerschule in Brienz gäbe es keinen Dichter Heinrich Federer! Der junge Allerweltskünstler Johann Paul Federer, von Berneck im Rheintal, wurde im Jahre 1863 von München her als Zeichnungslehrer an die Schnitzlerschule berufen. Ursprünglich hatte er sich zum katholischen Priester ausbilden lassen wollen. Nach einer Schussverletzung am rechten Daumen gab er den Gedanken an die Theologie auf. Freilich weniger der verstümmelte Daumen, als das «weltwindfrohe Herz» des Vaters, sei das eigentliche Hindernis gewesen, meint der Sohn. Unter Kaulbach hatte der junge Zeichnungslehrer die Malakademie besucht, dann war er zu den Bildhauern gegangen und zwischenhinein hatte er sich auf fast allen Musikinstrumenten versucht. Auch die Dichtkunst und Politik reizten ihn.

Dieser junge Künstler, der wie ein loses Blatt nach Brienz hereingewirbelt kam, hätte die jungen Schnitzler zeichnen und formen lehren sollen. Statt den lernbegierigen Jünglingen ein solides, handwerkliches Fundament zu bieten, streifte er mit ihnen lieber in die Natur hinaus, unterhielt sich mit ihnen auf geistreiche Art und landete irgendwo in einer Dorfwirtschaft.

Verwandtschaft:

Schon ein Jahr später heiratete der vierundzwanzigjährige «lockenwerfende» Künstler die vermögliche, um zehn Jahre ältere Witwe Verena Jäger, geborene Nägeli. Sie stammte aus Bülach im Kanton Zürich und war in erster Ehe mit dem Brienzer Melchior Jäger verheiratet gewesen, der in Zürich ein gut gehendes Schnitzlerwarengeschäft betrieben hatte. Die Jäger sind Bürger von Oberried.

Der im Jahre 1746 geborene Johannes Jäger, Sohn des Hans und der Margareta Jäger-Thöni, heiratete eine Elisabeth Abplanalp. Ihr Sohn Johannes war verheiratet mit einer Anna Stähli von Brienz und hatte die sie-

ben Kinder Johannes, Peter, Melchior, Kaspar, Anna, Jakob und Elisabeth. Jakob Jäger, verheiratet mit Elisabeth Michel, führte später das Hotel Bären und lebt als Jäger Jaggi in der Volkserinnerung weiter. Der Dichter Federer schreibt über diesen Mann:

«Ein schönes Morgenstündlein genoss ich, wenn ich um halb sieben mit Onkel Jaggi im «Stübli» des Bären frühstückte, eine himmlische Kartoffelrösti. Er löffelte und schluckte voll stillem Humor, der glatt rasierte, langsame, sehnige Mann, und hielt neben dem endlosen Gekeife seiner Frau das unbekümmertste, friedlichste Schweigen fest.» (*Am Fenster.*)

Seine Frau Elisabeth kommt in den Jugenderinnerungen Federers weniger glimpflich weg. Als der zwölfjährige Heinrich mit seiner Mutter von Sachseln her in einer Kutsche nach Brienz in die Ferien rollte, kamen sie nach langer Fahrt durch das Dorf mit den fast schwarz gebrannten und doch so sauberen Holzhäusern:

«Endlich erschien ein langer Dampfschiffdamm, weit ins Wasser hinausgebaut, und viele Kähne ruhten in seinem Schatten. Daneben erhob sich wie ein stolzer Würfel mit blitzenden Scheiben das Hotel zum Bären.

Hier fiel meine Mutter einer steifen, breitfüssigen, einfachen Frau in die Arme und küsste dreimal und ward dreimal geküsst. Das war die berühmte ‚Tante!‘ Das ganze Dorf nannte diese aufrechte Frau mit dem weinroten Gesicht, den unwirschen Augen und herrschenden Gebärden Tante.

Diese Tante, mit der krähenden, nimmersatten Stimme eines Huhns, immer in rostbraune Röcke gekleidet, war nach Verenas «Fehltritt» die Mutter meiner vier Stiefgeschwister geworden, hatte ihr Erbe betreut nach Gewissen und Güte und unsere Mutter mit einem eisernen, unversöhnlichen Stillschweigen exkommuniziert...» (*Am Fenster.*)

Aus erster Ehe mit Melchior Jäger hatte die Mutter Heinrich Federers 6 Kinder geboren: Anna-Emilia, geb. 1851. Sie verheiratete sich später mit Peter von Bergen. Das zweite Kind aus erster Ehe, Melchior-Rudolf, geb. 1852 starb bereits ein Jahr später. Das dritte Kind Verena-Lina, geb. 1853 starb sehr jung an der Auszehrung. Sie diente im Hotel Bären. Federer nennt sie in seinen Jugenderinnerungen mit dem richtigen Namen Lina:

«Da kam die schon genannte Lina herzu, mein Bäschen, ein schlankes, wangenbraunes Mädchen meines Alters, gelobt und verehrt ringsum als ein Muster von Zucht und Bravheit und gab mir einen überaus harten missgünstigen Blick... Lina hatte ein williges und bescheidenes Gesichtlein und einen kleinen Mund, der wie nach Erdbeeren roch. Ganz bestürzt wurde ich

über ihr abweisendes Tun. Auf meine Plauderversuche gab sie nichts als Ja oder Nein zurück und dies noch mit einer Knappheit ohnegleichen... Mich fror wie neben einem kleinen Gletscher... Auch weiterhin grüsste sie mich nie, schoss eilig weg, wenn sie mich sah, und traf es sich, dass sie im Beisein gemeinsamer Verwandter doch etwas sagen musste, so waren ihre Worte wie Steine.» (*Am Fenster.*)

Die vierte Tochter aus erster Ehe war Susanna-Luise, geb. 1854. Auch sie wird in Federers Erinnerungsbuch mit dem richtigen Namen Luise bezeichnet. Sie verheiratete sich mit dem Schnitzler und späteren Grossrat Heinrich Huggler, und hat die Beziehungen zwischen Brienz und Sachseln am regsten und wärmsten aufrecht erhalten. Luise wohnte im sog. Jägerhaus. Es ist das Haus mit der Spezereihandlung Thommann beim Fischerbrunnen. Diese Halbschwester Federers ist erst vor 10 Jahren gestorben. Der Dichter hat ihr sein letztes Buch mit den Worten verehrt:

«Meiner lieben Schwester Luise Huggler in alter Treue.» Hrsh. Federer.

Nach den Angaben ihres Sohnes Adolf Huggler, der lange Posthalter in Brienz gewesen ist und heute in Spiez lebt, hat Heinrich Federer in seinem Testament seine Halbschwester Luise noch mit allen Büchern aus seiner Feder beschenkt, die nicht bereits in ihrem Besitz waren.

Das fünfte Kind aus erster Ehe, Rudolf Melchior, auf den gleichen Namen getauft wie das früh verstorbene erste Knäblein, wurde 1855 geboren und starb 1933. Rudolf heiratete eine Engländerin Harriett Sheldom. Er muss seine Mutter völlig vergessen haben. Federer macht über ihn nur die Bemerkung:

«Die Mutter war längst abgedankt. Und doch fühlte sie noch so mütterlich auch für den hübschen, schlanken Sohn in England, der nie schrieb.»

(*Am Fenster.*)

Von seinen drei Söhnen Ralph, Ernst und Charles ist Ernst früh verstorben. Ralph wurde Gärtner und lebt noch fast erblindet in Unterägeri, wo seine Mutter vor 6 Jahren starb. Charles wohnt in Glasgow, England.

Das letzte Kind aus erster Ehe der Mutter Federers wurde 1857 geboren und starb bereits nach drei Monaten.

Am schlechtesten kommt die älteste Halbschwester Emilie in Federers Erinnerungen weg. Darum schreibt er wohl auch nicht den richtigen Namen und bezeichnet sie mit Sabine:

«Wenn ich tags einmal ins Haus meiner Stiefschwester Sabine ging, um meine Mutter zu grüssen, traf ich sie immer mit erhitzten Wangen, im

elenden Hauskleid, mit Bürste und Putzlumpen... Sie frönte einer krankhaften Putzsucht und verärgerte damit der ganzen Familie, vorab ihrem gutmütigen Gemahl, Haus und Leben... Sabine war an und für sich eine schöne, gescheite, ja geistreiche Frau, hatte sicher das Bedürfnis nach Wärme und Herzlichkeit, aber tötete alle seine Möglichkeiten mit ihrer fanatischen Gewohnheit. Bodenbürste und Seife zerstörten hier einen Charakter und einen Hausstand, der alles zum Wohlsein besessen hätte. Meine Mutter wurde schonungslos diesem Laster geopfert. Wie eine Magd kniete sie neben dem Zuber und seifte die Bohlen ein. Es war, als habe Sabine sie nur zur radikalsten Putzerei kommen lassen.» (*Am Fenster.*)

Sabine muss das durchschnittliche Putzbedürfnis einer Schweizer Hausfrau weit überschritten haben. Federer nennt sie: «die verflichte Putzhexe Sabine». Diese Putzwut hätte ihr der Dichter wohl noch durchgehen lassen, aber sie liess ihrer Mutter keine freie Stunde und erniedrigte sie zu Mägdle- und Putzdiensten. Diese Demütigung der Mutter hat Heinrich Federer seiner ältesten Stiefschwester nie verziehen.

Nach Erkundigungen bei Nachkommen von Federers Halbgeschwistern, stimmen die charakterlichen Schilderungen durchaus mit der Wirklichkeit überein. Emilie, verheiratet mit Peter von Bergen, lebte zuerst in einem Holzhaus, wo heute die Ersparniskasse von Brienz steht. Das Haus sei dann verbrannt und die Familie kam nach Interlaken, wo Peter von Bergen als Gerichtsschreiber amtierte. Von ihren sieben Kindern Oskar, Alfred, Emilie, Ernst, Luise, Heinrich und Margareta lebe nur noch die letztgenannte.

Mutter und Vater:

Die Kinder aus erster Ehe und die ganze Brienzerverwandtschaft konnten den Übertritt Verenas zum katholischen Glauben und die Heirat mit dem zehn Jahre jüngeren Künstlerblut nicht verstehen und teilweise nie ganz verzeihen. Nach der Übersiedlung der Familie Federers nach Sachseln, blieben die Kinder aus erster Ehe bei der Verwandtschaft in Brienz. Emilie war beim Wegzug der Mutter im Jahre 1869 achtzehn-, Lina siebzehn-, Luise fünfzehn- und Rudolf-Melchior vierzehnjährig. Die «Tante» im Bären und Jäger Jaggi haben sich der Kinder warm angenommen. Es mag wohl sein, dass diese Tante, wie Federer erzählt, hie und da im Keller einen «Seelentrost» in Form eines Kognaks genehmigte. Sie hat aber in tapferer

Weise die Sorge für die vier Kinder auf ihre Schultern geladen und damit der Mutter Federer eine schwere Last abgenommen.

Aus der zweiten Ehe Verenas entsprossen drei Kinder: Pauline, die spätere Frau Spielmann, Posthalters in Sachseln, Heinrich, geb. am 6. Okt. 1866, der spätere katholische Priester und Dichter und Johanna, die früh verstorben ist. Heinrich Federer hat seine Mutter verehrt wie eine Heilige. So leidvoll und brüchig die Ehe seiner Eltern auch geworden war, nimmt er sie doch gläubig als gottgewollte Verbindung:

«Es gibt viele Wege. Ein Tor, wer Gott korrigieren und pedantisch auf ein und dieselbe Gerade drängen will. Die Geometrie Gottes ist unendlich.»

Der spätere Priester und Dichter bekennt weitherzig:

«Im Grunde war meine Mutter viel eher protestantisch als mein Vater katholisch», und ehrt damit auch das protestantische Bekenntnis. Es ist die echte, tiefe Religiosität der Mutter, die ihre Wurzeln im reformierten-evangelischen Bekenntnis hat, die für den Knaben Heinrich Federer bestimmend wurde. Freilich:

«... von Kunst begriff sie so arg- und hilflos wenig, wie ein Haushuhn von den Abenteuern der Adler», aber sie besass eine Liebe, die alles trug, alles duldete und alles verzieh.

«Wohl hatte sie keine Lippen voll Sagen und Träume; aber sie besass eine Hand, die nie nahm, aber immer gab; nie nach Hilfe suchte, aber immer Hilfe reichte.» (*Mätteliseppi*.)

Der Vater hingegen:

«... schüttelte einen Zauber aus seinem Bart, der den Knaben unwiderstehlich fing. Er konnte erzählen wie ein Orgelspiel.» (*Mätteliseppi*.)

Es besteht kein Zweifel, die künstlerische Begabung und die Unrast des Wanderns hat Heinrich Federer von seinem Vater, die religiöse Tiefe aber und den Sinn zur künstlerischen Disziplin und Ordnung von der Mutter. Der Vater, dieser «arme, liebe, geniale Kauz», wie ihn Federer im «Mätteliseppi» bezeichnet, war das Kreuz der ganzen Familie und die grosse Not der herzensguten Mutter. Dieser Kunstschwärmer und Weltvagabund nannte sein Dorf «die gottverlassene Trülle» und die Berufsverpflichtung «sein Zuchthausleben». Seine Familie und sein Heim verliess er oft wochen-, monate- und jahrelang und irrte in der Fremde herum «wie ein vom Baum abgerissenes Blatt.» Am 18. Dezember 1884 wurde Paul Federer in ver-

wahrlostem Zustande und mit zerrüttetem Geiste in der Nähe von St. Gallen aufgelesen und in die Irrenanstalt St. Pirminsberg eingeliefert, wo er am 14. Januar 1886 in geistiger Umnachtung starb. Heinrich war damals zwanzigjährig.

Wenn der spätere Dichter Heinrich Federer ein fast krankhaftes Bedürfnis hat, das Heroische und Starke zu verherrlichen, so wurzelt das zweifellos in seinem Vatererlebnis. Eigentlich besaßen die drei Geschwister Pauline, Heinrich und Johanna gar keinen Vater:

«Wenn wir Kinder die Augen zusammenkniffen und die Backen aufbliesen, um zu greinen, nahm er den Stock und marschierte davon. Er fühlte nie väterlich, kümmerte sich wenig um uns. Es war ihm auch später unmöglich, uns zu strafen oder mit uns zu spielen, so böse oder lieb wir auch taten, ganz als wären wir Fremde... Nein, Kinder liebte dieser Mann nicht, und uns Kinder am wenigsten, da wir ihn mehr als alle andern bedrängten.» (*Am Fenster.*)

Diesen Verzicht auf einen starken, verständigen Vater hat Federer nie ganz überwunden. Darum steht er nach einem Bekenntnis in der Gefahr, das Starke noch in der Schlechtigkeit zu bewundern:

«Eine bittere Bewunderung verliess mich nie für die Gewaltigen, die Harten und Herrischen und so ein Schlingel schlüpfte mir später irgendwie fast in jedes Buch.» (*Lieber leben als schreiben!*)

Wie eine stets schmerzende Wunde ruht dieses Vaterbild in der verborgenen Tiefe des Dichters. Weil sein Vater schwach war, überschätzt Federer das Starke und sucht immer wieder das Männliche, Kraftvolle. Es ist ein vielsagendes, bitteres Bekenntnis, wenn Federer im «Mätteliseppi» beichtet:

«Das war sein grosses Knabenleid: er durfte nicht von seinem Vater reden.»

Der Knabe schämt sich seines Vaters und doch bewundert, liebt und beneidet er ihn heimlich. Darum setzt er in seiner Dichtung nicht nur seiner Mutter in rührender Liebe ein Denkmal, sondern auch seinem «armen, lieben, gescheiten Vater», weil er sich ihm geistig-künstlerisch zu tiefstem Dank verpflichtet fühlt. Nicht ohne Ergriffenheit liest man die Abschiedsworte des Sohnes in seinem Erinnerungsbuch «Am Fenster»:

«Immer war er ein Kind gewesen, im Sündigen, im Lieben, im unendlichen Glauben, dass Gott, das was er geschaffen und in grosser Schwäche hängen sah, niemals untersinken lasse.»

Das Schnitzlerdorf:

Als Heinrich Federer in Brienz geboren wurde, sah das Dorf ganz anders aus als heute. Die Wellen des Sees bespülten noch den natürlichen Strand und brachen sich nicht an den Mauern des Quais. Die braunen Holzhäuser waren zur Mehrzahl mit Schindeln gedeckt und in den niederen Wohnstuben brannten die Petrollampen. Durch die enge Dorfstrasse wurden die Vieh- und Ziegenherden getrieben und kein Auto brachte Lärm und Gefahr in das «grosse, singende Dorf am See», wie es Federer so poetisch benennt. Wohl stand schon das alte ehrwürdige Hotel Kreuz, in dem Goethe, Uhland und Byron abgestiegen waren und mitten im Dorf der stolze Bären, um den vielen Gästen gute Herberge zu bieten. Der Grossteil der Dorfbewohner aber arbeitete im Urberuf des Bauern und dazu kam die aufstrebende Schnitzlerei. Das Schnitzlergewerbe entsprang dem künstlerischen Willen der Brienzer und mag in den Anfängen mehr nach Geld, als nach Kunst gegangen sein. Federer bemerkt darüber:

«Ihre bekannte, erstaunliche Fertigkeit im Holz vereinigte gewerbliche und künstlerische Absichten, so gut es in diesem Sauserstadium und bei dem schlechten Geschmack der Fremden ging. Wenn gewiss diese Holzskulpturen damals oft kaum an die Zehe der Minerva reichten, so trugen sie doch immer einen gemütlichen, naturhaften Zug, dazu einen ernsten Trieb nach Höherem und dann und wann schon einen genialen Schmiss in sich. Da stak eine Zukunft. Vorläufig brachte es Brot, ja Reichtum ins Dorf, war grosse Mode, und kein Engländer begab sich aus dem Berner Oberland, ohne den bengalisch beleuchteten, siebenstufigen Giessbach gesehen, einen fettgebratenen Brienzer Aal verspeist und eine artige Schnitzlerei aus Meiringen oder Brienz erworben zu haben. Wenn ich an jene Schnitzlerläden denke, duftet es mir heute noch von gebräuntem Holz, von Terpentin und Lack fröhlich in die Nase und ich höre die trockenen Kehllaute Englands mit dem unvergleichlichen Singsang des Brienzer Dialekts sich über einen geschnitzelten Papagei oder über eine Blumenpresse feilschend und marktend verständigen.» (*Am Fenster.*)

Das Haus, in dem unser verehrter Herr Dr. Baumgartner über 50 Jahre praktizierte, wurde von den Gebrüdern Jäger erbaut. Heinrich Huggler, der Mann von Federers Lieblingsschwester Luise, hatte dort seine Schnitzlerwerkstätte. Heinrich Federer irrt sich im Namen, wenn er auf Seite 56/57 «Am Fenster» schreibt:

«Gerne schieden die Eheleute von Brienz. Verena musste vier Kinder vom ersten Manne in der Besorgung der protestantischen Tanten und Onkeln belassen, und diese jungen Geschöpflein entfremdeten ihr denn auch mit den Jahren mehr oder weniger, Lina ausgenommen, die älteste, ein Jungfräulein von zartem, innigem Wesen, das unzählige warme Brieflein der Mutter ins katholische Nachbarland hinüberschickte und das uns Stiefgeschwistern wie ein Engel vorkam.»

Er muss hier unbedingt an Luise, die Mutter von alt Posthalter Adolf Huggler in Spiez gedacht haben. Lina war die jüngste und Emilie, von Federer Sabine genannt, die älteste Stiefschwester.

Dass sich zwischen der Mutter und den Kindern aus erster Ehe die Bande lockerten, lag zur Hauptsache in den Verhältnissen bedingt. Zweifellos brauchte Verena ihre letzte Kraft für die neu gegründete Familie und ihren haltlosen Mann und musste, der Not gehorchend, die Kinder ihres ersten Mannes ihrem eigenen Schicksal überlassen.

Als dreijähriger Knabe fuhr Heinrich Federer 1869 über den Brünig in die neue Heimat. Er nahm keine bewussten Eindrücke hinüber und doch blieb eine dunkle Erinnerung an die Landschaft seiner ersten Jahre, die aufbrach, als er als zwölfjähriger Bub zum erstenmal über den Brünig in einer Kutsche zurückkam:

«Aber auf dem Joch, wo die Strasse ein Weilchen eben lief, stupften wir Kinder die Mutter aus dem Traum. Denn da stiessen hinter den Tannen Berge hervor, wie wir noch keine gesehen hatten, nicht wie die Sachslerketten bis zu oberst noch freundlich begrast, nein, sie waren doppelt so hoch, wuchsen mit senkrechtem Fels und glühweissem Firn durch die Wolken und Vogelflug in den Himmel hinein, unmenschlich schöne und grausame Bauten, die einem den Hals im Aufblick schier ausrenkten. Und erst jetzt wusste ich ganz, was Berge heisst. Mir zerbrach die Stimme vor solcher Schau...

Nun begann die Strasse jenseits bergab zu schleifen, das Pferd lief lustig voran. In einem hellen Bogen ging es am damaligen Brünighospiz vorbei, und da, plötzlich, ward mir diese Schleife, dieses Haus, diese Türen und verhängten, schmalen Fenster merkwürdig bekannt, als hätte ich sie schon einmal erlebt. Und doch war jede Erinnerung an jene winterliche Reise als dreijähriges Knäblein von Brienz nach Sachseln in mir erloschen. «Kommt jetzt nicht gleich der überhängende Fels?» fragte ich. «In zwei,

drei Minuten», erklärte der Kutscher. «Woher weisst du das?», fragte Verena erstaunt. Ich wusste selbst am wenigsten wieso.» (*Am Fenster.*)

Brienzerbuben:

Und so war der lebenshungrige, aufgeweckte Sachslerbub zum erstenmal wieder in seinem Geburtsort, in diesem «altherrlichen Fremdendorf» wie er sagt. Und merkwürdig, nach kurzer Zeit stellt er fest:

«Die Schlingel am See, die Kutscher, die Schnitzler, Onkel Jaggi, kurzum alle Berner waren gut zu mir, aber alle Bernerinnen hassten mich.»

(*Am Fenster.*)

Das Urteil mag ungerecht und einseitig sein. Jedenfalls suchte er Anschluss an die zugeknöpften Brienzerbuben und fand ihn auch:

«Den ganzen Tag hatte ich mit dem See zu schaffen. Mit den Brienzerbuben fischte ich darin, badete, ruderte und lernte eine Menge Abenteuerlichkeiten mit dem Boote treiben. So fuhren wir beim wildesten Gewoge hinaus, wenn Millionen Schaumkronen auf grünen Hälsen aufblitzten und über den Kiel spritzten. Dann warfen wir die Ruder hinaus und schoben die Gondel mit blossen Hin- und Herwiegen ans Ufer. Oft schoss das Wasser durch den lecken Boden ein. Dann stopften wir die Spalten mit unsern Nastüchern und pumpten das Wasser mit den Filzhüten aus. Freundlichkluge, tapfere, nicht sehr wortreiche Buben sind die Brienzer Kameraden gewesen, umgriffig, zäh, mit einer breit, singenden Mundart, aber scharf gewetzten Mitlauten. Es ging langsam, bis sie mir und bis ich ihnen in den Hosensack greifen durfte, aber dann war die brüderliche Gemeinschaft vollkommen. Keiner hinterging mich, keiner fiel ab, und seitdem habe ich den Respekt vor dieser etwas schweren, etwas derben, aber so grundechten Rasse nicht nur nicht verloren, vielmehr durch jedes Jahrzehnt vermehrt. Mögen fremde Vögel sich bei ihnen einnisten, sie bauen ihr Nest nicht anders, pfeifen nicht anders, leben nicht anders. Solange es ein Berner Oberland, einen Kanton Bern gibt, gibt es auch eine Schweiz.» (*Am Fenster.*)

Der Brienzersee:

Als der Dichterfürst Goethe in Lauterbrunnen dem stürzenden Staubbach zusah, wurde ihm das Spiel des Wassers zum Gleichnis des menschlichen Lebens.

In gleicher Weise muss Heinrich Federer vom lebendigen Wasser angesprochen worden sein. Schon auf einem Schulausflug auf die Bergweiden packt ihn das sprudelnde Bild des Bergbaches:

«Da, auf einmal eine jache Musik, etwas Schneeweisses! Sieh, sieh, ein noch ganz junger, ganz unerzogener Bach schiesst daher. Er flockt und spuckt und spritzt bübisch seine Gischt herum. Alles in ihm ist Lärm, Schaum und Flégelei. Aber trotzdem oder ebendarum, wie schön ist er und wie verwegen. Kopfüber rennt er den Abgründen zu.» (*Am Fenster.*)

Federer kennt aber als Bergkind nicht nur den unbeschwerten Übermut der sprudelnden Bäche, sondern auch die lauende Gefahr der Wildwasser:

«Doch die Gewitterbäche im Sommer, das war eine gefährlichere Musik. Schwarz und dick hockte die Wolke wie ein Untier auf den Gräten des Sachslerberges und es züngelte gelb und rot und blau aus ihr heraus. Und plötzlich zerbarst sie zu einer See. Wir sahen es kommen in braunen und grauen Fluten durch die obersten Weiden, in die Schluchten rumpeln und von da ins tiefere Gelände hinausstürzen, die Bachbrücken wie mit einem Hauch wegblasend, das Bett überfüllend, in unser Dorf, in die Gärten und Felder hineinschwemmend, eine mit Felsblöcken und Stämmen dickgebrockte Riesenbrühe, und alles wüstenhaft versaarend.» (*Am Fenster.*)

Und so fühlte sich Heinrich Federer in seinen Bubenferientagen auch vom Brienzersee gepackt und er lässt ihn nicht mehr los:

«Den ganzen Tag hatte ich nichts zu tun, als das Neue zu schauen und zu verdauen, vor allem diese heillosen Berge und diesen dämonischen See. Wohl hatte ich immer an einem See gelebt. Aber davor lagen Wiesen. Das Dorf stand nicht am Wasser, und so unglaublich es klingt, wegen dieser Entfernung von hundert Schritten bekam das Dorfleben einen ganz andern Charakter. Der Sarnersee ward mir nur ein Vetter, aber der Brienzersee ein Bruder von unwiderstehlicher Eindringlichkeit. Er glänzte in die Fenster, rauschte in die Stuben, füllte das Dorf mit seinem Fisch- und Algengeruch. Seinen Schnauf hörte man noch oben in den Halden. Man konnte nicht anders, man musste ihn beständig sehen, hören, fühlen. Er stellte eine Macht dar...

Über dem dunkeln See, an der noch dunklern Faulhornkette hinunter, durch einen Tann wie Nacht, sah ich den Giessbach in sieben schneeweissen Fällen stürzen. In aller Nähe gibt es hier die Aareschlucht, den Reichenbachfall, den Staubbach, die teuflische Handeck, Weltberühmtheiten. Unter ihnen behauptet der Giessbach seinen besonderen Rang. Er besitzt eine

Vornehmheit, einen Stil, eine Grazie, etwas im besten Sinne Rokokohaftes, wie es sich sonst nirgends findet. Der Handeckfall ist eine Tragödie, Aareschlucht und Reichenbach sind Balladen, der Staubbach verrieselt wie eine Hymne, aber der Giessbach gleicht einem kleinen Epos in sieben Gesängen, voll Mass und Kultur, ohne einen einzigen schwachen Vers oder falschen Reim.» (*Am Fenster.*)

Und eines Abends, als die Stiefgeschwister alle restlos lieb bei der Mutter sitzen und Sabine ihren dämonischen Geist vergessen hatte, treibt es den beglückten Knaben in das Nachtdunkel hinaus an den schwarzen See:

«Da sah ich die ungeheuren Massen der Berge, schwarz und unentzifferbar in den Osthimmel tauchen, während der See zwischen mir und ihnen wie Tinte lag, so dass man nicht sah, wo eines anfing und das andere aufhörte. Der Mond war in schwarze Wolken gefahren. Entsetzliche Schatten lagen über uns. Mit einer herzbeklemmenden Kraft trieb es mich die fünfzig Schritte hinunter ans Wasser. Unheimliches Schweigen herrschte in die Finsternis hinaus. Der jenseitige Giessbach rauschte. Etwas Dämonisches zwang mich hart an die Flut zu liegen, das Gesicht in die Seehöhe, so dass die ganze unermessliche schwarze Welle mir sozusagen ins Auge floss. Mein Herz klopfte wild. Ich keuchte, schwitzte, holte im Sand wie ein Schwimmer aus, um mich in die Tiefe hinausschlucken zu lassen.»

(*Am Fenster.*)

Hier wird dem Dichter der Brienzersee zu einer dämonischen Macht. Alles Ungute, Verlockende, Zwiespältige dieses Lebens versinnbildlicht ihm das Wasser und nur mit letzter Kraft reisst er sich vom Ufer weg, und entflieht der bestrickenden Gewalt, der unberechenbaren Tiefe des Wassers.

Heinrich Federer kann in Brienz gehen und stehen wo er will, immer wieder wird er in den Bann des dunklen Sees gezogen:

«Der Nachmittag hatte ein wunderbares Geleuchte, eine süsse Frühherbstlichkeit. Unsagbar fein wallte das goldene Geflimmer der Luft von den Bergen nieder in den blaugrünen See. Es machte geradezu berauscht, lange in diese schwelgerische Herrlichkeit hineinzuschauen.» (*Am Fenster.*)

Und wie durchrauscht diesen zwölfjährigen Sohn ein Glücksgefühl, als er seine liebe Mutter allein über die stille Fläche des Sees rudern darf:

«Ich zitterte vor Erregung und konnte es kaum erwarten, bis Mutter Verena mir endlich in der schmalen Gondel gegenüber sass und ich am langen Damm ins offene, frischatmige Seewasser hinausfuhr. Meine Ruder glitten wie durch Öl, ohne ungeschickte Spritzer, im Takt, mit jenem süssen

Knurren des Sees unter dem Schiffsboden, das so behaglich macht. Oh, ich hatte es den Brienzerbuben gut abgelernt... Dann aber sah ich nur noch das Wasser, den Himmel und meine Mutter stillsitzend dazwischen und nichts anderes. Sie sass da, als wäre sie hier geboren, mit einer Ruhe, Sicherheit und froher Ergebung und redete kein Wort. Ihre Hände, in fein gehäkelten seidenen Halbhandschuhen, wie es damals Mode war, lagen gefaltet in ihrem Schoss. Die Ufer von Brienz wurden ferner, die vom Gebirge jenseits näher, so dass wir den Giessbach hörten, aber alle Erde war wie von uns getan, und wahrhaft, meine Mutter sah so aus, als ob sie alles Irdische an den Ufern liegen gelassen, allen Staub vergessen hätte und jetzt nur noch vom grossen Himmel über uns lebte... Obwohl ich Zwölfjähriger es nicht recht verstand, ahnte ich doch, ich dürfe ihre Stille jetzt nicht stören. Sie bete vielleicht. Gott rede mit ihr.»

So rudert der restlos glückliche Knabe seine Mutter über die spiegelglatten Wasser seines geliebten Brienzersees. Jetzt ist er einmal nicht der kränkliche, hilfeheischende Asthmatiker, jetzt ist er stark und es ist ihm, als ob er seine Mutter auf den Schultern trüge und mit ihr durch die Luft flöge. Königlich beherrscht er die Ruder und zwischen Himmel und Erde besitzt er seine geliebte Mutter restlos allein. Und das Glück, der Schenkende und Starke zu sein, hat ihm der dunkle See verschafft. Es ist zweifelhaft, ob Heinrich Federer einen zweiten Augenblick in seinem Leben so restlos glücklich war, wie auf dieser Ruderfahrt mit seiner geliebten Mutter. Es ist darum nicht Zufall, wenn Federer zum Sänger des Brienzersees wurde und ihn seinen Bruder nennt.

Ehrung:

Am Geburtshaus Federers wurde am 1. August 1927 eine Gedenktafel errichtet: «Geburtshaus des Schweizer-Dichters Heinrich Federer.» Leider kam die Idee nicht aus dem Dorf, sondern geht zurück auf eine Anregung Hermann Aellens, eines Freundes von Heinrich Federer. Der Gedanke wurde auch nicht vom Gemeinderat aufgenommen, sondern vom Verkehrsverein. In einem Brief vom 2. April 1927 an den Präsidenten Herrn Althaus, schreibt Federer:

«Sie erweisen mir da eine viel zu grosse Ehre. Ich weiss nicht, wie ich sie verdiene.

Brienzen ist mir in unsterblicher Erinnerung, da ich als Knabe öfters dort meine Ferien im Bären zubrachte und schon als solcher das Rothorn, das noch keine Bahn besass, bestieg, ich glaube zwölfjährig.

Ich war immer und bin es noch heute, verliebt in Ihr Dorf und in Ihren wunderbaren See. Oft kommen sie in meinen Büchern vor. Im nächsten Buch ganz besonders. Jüngst noch habe ich in den Münchner N. Nachrichten Ihren See und Giessbach besungen.

Seit jenen Jugendtagen bin ich nie mehr nach Brienzen gekommen, leider! Hoffentlich kann ich noch einmal, ein einziges Mal wenigstens, die liebe Dorfstrasse durchwandern und den starken Atem des Sees in mein Haar blasen lassen. Schon letztes Jahr war ich drauf und dran, vom Simmenthal (Weissenburg-Bad) aus. Aber Krankheit hinderte mich...

Auch an den Schriftsteller Hermann Aellen, den Freund Federers, sandte er einen herzlichen Dankesbrief:

«Sie erweisen mir viel zu viel Ehre und ich weiss nicht, wie danken. Aber wenn es denn sein muss, so darf ich doch sagen, dass ich mich durch diese Tafel und durch die Zeilen darauf mit dem lieben, unvergesslichen Dorf Brienzen mehr als je verwandt und verbunden fühle... Nie werde ich jene jungen, tapferen, rassigen Brienzertage aus dem Gedächtnis verlieren. In meinem nächsten Buch bekommt Brienzen ein grosses, herzliches Kapitel. Möge dieses ein bisschen meine Dankbarkeit bezeigen und bei den Lesern die kräftige Schönheit ihres Dorfes immer weiter bekannt machen.»

Am ersten August 1927 wurde die Gedenktafel in Anwesenheit von Frau Pauline Spillmann, Sachsels, der ältesten Schwester Federers, enthüllt und der Gemeindepräsident nahm sie mit Dank in die Obhut des Dorfes. Im Kreuzgarten hielt Hermann Aellen die Gedenkrede und verlas das vom Dichter gesandte Telegramm:

«Einen brüderlichen Gruss den lieben Brienzern, mit denen ich mich in der Liebe zum Vaterland und zum schönen Schnitzlerdorf am heutigen Nationalfeiertag besonders innig verbunden weiss.»

Es ist den damaligen Initianten hoch anzurechnen, den bescheidenen Dichter, der Kritik eher ertrug als Lob, durch diese Gedenktafel noch zu Lebzeiten geehrt zu haben. Es würde schlecht stehn um ein Volk, das seine Denker und Dichter vergisst. In Brienzen wusste damals niemand, dass der schwerkranke Poet im Monat vor der Einweihung der Erinnerungstafel unerkant im Dorf gewesen war. In einem Brief vom 10. Dezember 1927 schrieb der Gefeierte an Zeichnungslehrer Kienholz:

«...Letzten Juli war ich, obwohl krank, eine Stunde in Brienz im Bären, unerkant, um mich an den Erinnerungen zu letzen. Aber ich hatte so sehr Asthma, dass ich nicht vom Bären weiter gegen das alte Jägerhaus und durchs eigentliche Dorf spazieren konnte, wie ich extra gewollt hatte...

Grüssen Sie mir Ihr liebes Brienz, den teuren See, das Dorf, den Kirchhügel, den Bären, Ihre lieben Kameraden von Brienz und seien Sie selbst vor allem begrüsst mit Ihrer lieben Familie...

Ich muss schliessen, da ich eben erst von einer zweimonatigen schweren Brustkrankheit aufgestanden bin...

Es war sein Abschiedsbesuch im Jugenddorf. Die Krankheit nahm ihn immer härter in die Leidenszange. Am 29. April 1928 verschied der Dichter, weil er nicht mehr genügend Kraft besessen hatte, eine Blinddarmoperation zu überstehen.

Und wenn wir zum Schluss noch einmal fragen, warum hat gerade der Brienersee den lebenswürdigen Poeten Heinrich Federer so beeindruckt, so ist es neben den frohmütigen Jugenderinnerungen sicher der männlich-ernste Charakter unseres Brienersees, der ihn nicht mehr liess. Nicht nur die Dichtung ist, wie alle grosse Kunst, ein Gleichnis, sondern auch eine Landschaft kann es sein. Auch in unserer Gegend hat der Dichter den Vater gesucht, wie er es schon dunkel empfunden hat, als er mit seiner Mutter und seinen Schwestern 1878 zum erstenmal wieder über den Brünig zurück kam:

«Stets liebsamer und ansprechender ward das Bild, man sah schon rechter Hand im Uferbogen das grosse Schnitzlerdorf und hörte die singende urwüchsige Sprache dieser Volksschaft, wo jedes Wort anders klang als in Obwalden. Und der See hatte einen stärkern Atem, einen massivern Wellenschlag, einen tiefern Bass als der unsrige.

Das war ein starker, gedankenvoller, schwerblütiger Mann, während ich nun ebensowohl verstand, dass mein Sarnersee eher einer Frau glich, launig, gütig, zarten Herzens, zwischen Spiel und Arbeit ihre Seele nicht zu schwierig tragend.» (*Am Fenster.*)